

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 42

Verlag von J. A. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



..... Rückkehr der geflüchteten Belgier nach Antwerpen.

Bewissensfolter. Erzählung von Wilhelm Gries.

Nachdruck verboten.

Rief, pf, Vater Quirin, einen Korn! rief ein junger Pionier einem Markbedienten zu, der mit einem Korb auf der Schulter an der Reihe der in die Garnison einrückenden Soldaten vorüberging. Der Alte hatte bald den Korb niedergestellt und den Wunsch des Pioniers erfüllt. Es war zwar verboten, den Soldaten Spirituosen zu verkaufen; aber — was ist beim Militär nicht alles verboten! Zigarren und Wurst durfte er ja offen verkaufen, und die ganze Garnison freute sich, wenn Vater Quirin auf dem Exerzierplatz war. In den Häusern konnten sie bei ihm leicht eine Erfrischung haben.

Vater Quirin nahm den Korb auf die Schulter und humpelte nach Hause. Sein Weg führte von dem Plateau, auf dem sich der Exerzierplatz befand, durch einen tiefen Hohlweg hinab in das Tal der Mosel. Im Westen spannte die Sonne ihr goldenes Abendnetz und ihre letzten Strahlen vergoldeten nur noch die Gipfel der Berge. In dem Tale spielte die Dämmerung, als wollte sich die Sonne beeilen, recht früh von all dem Kummer und dem Leide der Menschen wegzukommen.

Vater Quirin war müde. Kein Wunder! Mit seinen sechzig Jahren war er über drei Stunden auf dem Exerzierplatz hin und her gelaufen. Doch so tat er es nun schon lange Jahre. Sein Gesicht war wettergebräunt, seine Haltung gebückt. In seinem ganzen Wesen lag eine tiefe Verschlossenheit, die sich bis zur Unruhe, ja bis zur Angst steigern konnte. Unten im Tale betrieb er eine Schankwirtschaft, die meistens von Soldaten besucht wurde. Tagsüber war da wenig zu tun; deshalb ging er dann auf den Exerzierplatz, um die Soldaten zu bewirten.

Müde setzte sich Vater Quirin an den Wegebrand. Er zog seine Börse, um den Erlös zu zählen. Zufrieden steckte er das Geld in die Tasche.

Aber er stand noch nicht auf; er stützte den Kopf mit beiden Händen und brütete stumm vor sich hin. Wenn er sich dann und wann die Stirne rieb, entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust. Darters hörte man ein langgezogenes „Ja, ja!“ leise vor sich hinhauchen. Doch es nahen Schritte. Vater Quirin setzte sich in Positur und begann, sich seine Pfeife anzuzünden. Es kamen Leute von der Feldarbeit. Sie gingen grüßend an ihm vorbei. Vater Quirin war ihnen keine ungewohnte Erscheinung; denn fast allabendlich konnte man ihn an irgendeiner Stelle des Hohlweges so tiefsinnend sitzen sehen. Mitteilhaft war er nie gegen andere gewesen. Man hielt ihn für einen Sonderling und ließ ihn ruhig seine Wege gehen.

Die kleine Holzpfefte brannte, und Vater Quirin erhob sich mit einem tiefen Seufzer. „Nun, wie Gott will,“ sagte er mit der Miene eines schwergeprüften Mannes, der eine wichtige Entscheidung zu erwarten hat. „Wie Gott will,“ wiederholte er im Gehen vor sich hin. „Ich hab's so lange getragen, ich will's mit ins Grab nehmen. Aber die Last — die Last!“

Es war schon dunkel, als er in seinem Hause ankam. Seine Frau war in der

Küche beschäftigt. Mit einem kurzen Grusse stellte er den Korb hin, nahm die übriggebliebenen Waren heraus und trug sie an ihren Platz. Ohne weiter mit seiner Frau zu sprechen, ging er in das Wirtszimmer, zündete die Lampe an und vertiefte sich in eine Zeitung.

„Weiß nicht, wie das die letzte Zeit wieder mit ihm ist!“ sagte die Frau für sich während ihrer Arbeit. „Naun, daß er „Guten Abend“ sagt. Nachts schläft er nicht und morgens ist er so in Schweiß gebadet, daß er an jedem Morgen ein frisches Hemd anziehen muß. Dann schrieft er immer zusammen, wenn ein Fremder ins Haus kommt. Ich war schon manches an ihm gewöhnt; aber in der letzten Zeit wird's doch zu arg. Er sieht ja ganz elend und gebrochen aus. Was mag er nur haben?“

Ihr Selbstgespräch wurde durch einen Postboten unterbrochen. Er trat ins Wirtszimmer und sagte: „Ein Telegramm aus Hamburg.“ „Ein Telegramm aus Hamburg?“ wiederholte Vater Quirin stotternd. Er war unfähig, aufzustehen und öffnete das Telegramm mit zitternden Händen. Seine Frau war dazu gekommen und las vor: „Glücklich in Hamburg angekommen, werde in einigen Tagen bei euch sein. Berta.“

„Was mag das nur sein,“ sagte die Frau, „daß Berta so plötzlich, ohne daß wir etwas davon wissen, aus Amerika zurückkehrt?“

„Das kann nichts Gutes bedeuten,“ meinte Quirin. „Ach, du denkst ja immer das Schlimmste,“ antwortete die Frau. „Wenn's was Schlimmes wäre, dann würde sie schon vorher geschrieben haben. Gerade, weil sie nicht geschrieben hat, glaube ich, daß wir ihre Ankunft ruhig erwarten können.“ „Mögest du recht haben,“ sagte Quirin.

Da keine Gäste mehr kamen, gingen beide früher zur Ruhe. Die Frau lebte in dem Gedanken, daß sie recht bald ihre einzige Tochter Berta, die sie nun in drei Jahren nicht mehr gesehen hatte, gesund und heiter wiedersehen werde; das stimmte sie froh und sie gab sich der Hoffnung hin, daß sie auf den Vater, dessen Schwermut von Tag zu Tag größer wurde, einen guten Einfluß ausüben werde. So senkte sich bald ein ruhiger Schlummer auf ihre Augen nieder.

Anders war es mit Quirin. Mit offenen Augen lag er in dem dunklen Zimmer und stierte in die Nacht hinaus. Ein böser Geist hatte neben ihm Platz genommen, der heißt: Erinnerung. Graufige Bilder bewegten seinen Geist. Eine Nacht, dunkel wie jetzt, — aber stürmisch war es, stürmische Novembernacht, — jetzt ist der Sturm in seiner Brust, da — da hört er den Schlag, den er geführt hat, — er hört einen Schrei, — er sieht das Blut. — Seitdem hat kein Mensch mehr etwas von ihm gesehen. Er war verschwunden. Tot? — In den Rhein gestürzt? — Kein Mensch kann es feststellen. Aber keine ruhige Nacht hat er seitdem. Gingen auch die Tage leidlich vorbei, brachte auch die Zeit, besonders in den jungen Jahren einige Erleichterung: Je älter er wurde, desto gräßlicher wurden die nächtlichen Bilder, desto wärmer floß das Blut in seiner Phantasie, desto lauter schrie es ihm zu: „Mörder! Mörder!“

Quirin fühlte selbst, daß sein Zustand be-

denklich wurde; er sagte sich oft genug: Ich werde wahnsinnig. Schon einmal war er nahe daran, sich selber bei der Staatsanwalt anzuzeigen, um aus der Gefängnisfolter zu kommen. Heute nacht saßte er den Entschluß, den Besuch seiner Tochter noch abzuwarten; dann wollte er seinen ganzen Zustand zunächst seinem Pfarrrer offenbaren.

Wohl dem Menschen, den die Erinnerung als ein angenehmer Genius durch das Leben begleitet! Sie zaubert vor den Blick des alternden Menschen die Rosenlauben der Jugend, in denen er sich ergehen kann, wenn es im Kampfe des Lebens schwül wird, in denen die Blumen reiner Freude auch dann noch unverwelkt und duftend blühen, wenn der Eishauch des Schicksals keine Blumen auskommen läßt. Doch wehe, wehe, wenn durch eigene Schuld der Blumengarten der Jugend zertreten, verwüßt, geschändet ist! Die Blumen verwandeln sich dann in weiter-rankende Giftpflanzen, deren verpestender Hauch sich über das ganze Leben verbreitet, alles vergällt und jede Freude vernichtet.

So war es bei Vater Quirin. Nach der fürchterlichen Nacht fand ihn seine Frau krank und elend. Seine Wangen waren eingesunken, seine Augen lagen so entsetzlich tief in den Höhlen, er zitterte, aber — er schwieg.

Den ganzen Vormittag saß er in dem Wirtszimmer und stierte lautlos vor sich hin. Wenn seine Frau in das Zimmer trat, um mit ihm zu reden, gab er verwirrte Antworten, ja er wurde aufgereggt und ging in den Garten, um sich ihrer Gegenwart zu entziehen.

Es wurde ihm zu lang, bis er wieder auf den Exerzierplatz gehen konnte. Früher als sonst hatte er seinen Korb gepackt und ging den Hohlweg hinaus.

So war er wenigstens der ihm lästigen Gegenwart seiner Frau ledig; aber der böse Geist begleitete ihn.

„Ja, ja! — So ein Weg war es auch, wo es geschehen war! An einem Rußbaume! — Da steht ja auch ein Rußbaum, aber ein höherer und dickerer. Ja, ganz so wie der Ort, wo die finstere Tat geschehen war. — Ach, was war er müde! — Er konnte nicht weiter, — wollte sich setzen. Doch — ist kein Blut dort unter dem Grase verborgen, — kein Menschenblut?“

Ruft's nicht von allen Seiten: Mörder! Vater Quirin liegt unter dem Baume, unfähig aufzustehen. Könnte er doch weinen — heulen! Aber seine Augen sind dieses Linderungsmittels beraubt. — Er schließt die Augen. Sein Angesicht, seine Arme zuden. —

Wie soll er nun seiner Tochter entgegen-treten, wenn sie zurückkehrt? — Wahrlich, er wird ihr nicht in die Augen sehen können!

Unheimlich schaut er nach dem Baume auf. Er mißt die Höhe der Aeste. Wie wäre es? — Ein Strid — ein kurzer Kampf, dann ist alles aus. — „Halt,“ spricht es da in seinem Innern, „alles aus? — „Sahaba,“ schallte es da von seinen Lippen, als lachte der Wahnsinn.

„Alles aus?“

Da erscheint vor ihm das Bild seiner längst verstorbenen Mutter. Ist's ihr Bild oder ist sie's wirklich? —

Unfassbarer Frieden umfließt ihr Angesicht. Das tut ihm so unendlich wohl. Mahnend, bittend erhebt sie ihre Geisterhand, sie segnet ihn, wie sie es oft getan hat, und spricht die Worte: „Du sollst nicht töten.“

Vater Quirin rafft alle seine Kräfte zusammen und steht mühsam auf. Dann greift er mit beiden Händen nach den Haaren und sagt: „Ja, wo war ich! Wie nahe, nahe dem schrecklichen Abgrunde, wo es keine Rettung gibt! — Nein, — so nicht, — so nicht! Ertragen will ich mein Geschick, solange Gott es will! — Aber nicht mehr auf diese Weise. Ich will bekennen, was ich getan, sobald ich kann, ich will's dem Priester bekennen, und dann will ich sühnen, mag denn kommen, was da will.“

Er wollte seinen Korb auf die Schulter nehmen, aber er war schwerer als sonst. Unmöglich war es ihm, auf den Exerzierplatz zu gehen. Mit langsamen, gebrochenen Schritten kam er zu Hause an.

Seine besorgte Frau half ihm ins Bett und schickte sofort nach einem Arzte. Dieser wußte nicht recht, was er aus der Krankheit machen sollte. Er verordnete vor allem Ruhe und gab ihm ein beruhigendes Schlafmittel.

So lag denn Vater Quirin auf dem Krankenbette. Nach und nach wurde er etwas ruhiger; denn neben dem Krankenbette sah er einen wunderthätigen Engel: seine längst verblichene Mutter, die das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit in ihm entfachte und ihm Mut zusprach, auszuhalten, zu bekennen und zu sühnen.

* * *

Die folgenden Tage waren auch für Quirins Frau voller Betrübnis. Der Kranke wurde zwar im allgemeinen etwas ruhiger; am schlimmsten waren jedoch die Nächte. Er phantasierte viel. Einzelne Worte: Blut, Mörder, Gerechtigkeit, Sühne, Berta, Vergeltung usw. ergaben keinen Zusammenhang. Der Arzt erklärte die Krankheitserscheinung als einen Schwächeanfall, der sich nach ein paar Tagen von Ruhe von selber wieder heben würde. Die Frau versprach sich alles von der Ankunft Bertas.

Diese traf endlich ein. Wie ein Sonnenstrahl nach regnerischen Tagen um die ganze Natur schöner erscheinen läßt, so vermag oft ein freudiges Ereignis uns zu beleben und umzustimmen. Die Mutter lebte neu auf, als sie ihr Kind, das sich in den drei Jahren herrlich entwickelt hatte, gesund und froh vor sich sah. Auch Quirins Befinden wurde durch Bertas Ankunft gut beeinflusst, besser, als er sich vorgestellt hatte. Er wollte nicht haben, daß sie an sein Bett kommen sollte, sondern er stand auf, um sie im Wohnzimmer zu begrüßen. So sahen sie denn dort zusammen. Berta merkte allerdings, daß ihr Vater in den drei Jahren sehr gealtert habe. Sein unsteter, unheimlicher Witz fiel ihr auf. Sie erzählte von ihrer Reise, von Newyork, kurz, was hat jemand nicht alles zu erzählen, der aus Amerika zurückkehrt!

Berta fiel es auf, daß ihr Vater fortwährend den Ring an ihrem Finger betrachtete; keinen Blick schenkte er davon zu wenden, und wenn sich ihre Blicke trafen,

dann war er so verlegen, so wortfarg und verwirrt, wenn sie ihn ansprach. —

So kam der Abend heran.

Nach dem Abendessen sagte Berta: „Nun will ich euch, meine lieben Eltern, den eigentlichen Zweck meiner Reise mitteilen; es wird euch hoffentlich viele Freude machen. Ich bin nämlich nicht allein über das Meer gefahren. Es ist einer mit mir gereist, und der wird in einigen Tagen bei uns eintreffen, um bei euch um meine Hand anzuhalten. Er ist geschäftlich noch nach Berlin und Breslau, wo er dringlich sein muß. Sein Vater hat ein großes Kaufmannsgeschäft und wenn seine Geschäfte erledigt sind, will er einige Wochen bei uns wohnen.“

„Wie heißt denn der Mann?“ fragte der Vater, der wieder unberrückt auf Bertas Ring schaute.

„Alfred Bormann,“ erwiderte Berta.

„Bormann?“ wiederholte der Vater und die Mutter aufs höchste erstaunt.

„Ja, Alfred Bormann. Sein Vater ist auch ein Deutscher, ein Rheinländer. Er ist vor ungefähr fünfundsiebzig Jahren als ein ganz armer Mensch nach Amerika gekommen, hat Glück gehabt und ist jetzt ein sehr tüchtiger Kaufmann.“

„Heißt er vielleicht mit dem Vornamen Johann?“ fragte die Mutter.

„Ja, John Bormann,“ sagte Berta. „Aber kennt ihr denn einen, der diesen Namen hat?“

„Ich habe vor langen Jahren einen Johann Bormann gekannt,“ sagte die Mutter. „Aber es ist kaum denkbar, daß es dieser ist. Den ich kannte, der war ein Trunkenbold, der nachher vollständig verschollen ist.“

„Johann Bormann, — Johann Bormann,“ wiederholte der Vater immer aufgeregter vor sich hin.

Dann trat er vor Berta und sagte: „Berta, was hast du da für einen Ring an dem Finger?“ Soll das der Verlobungsring von dem Alfred Bormann sein?“

„Eigentlich nicht der Verlobungsring, aber Alfred hat ihn mir geschenkt,“ sagte Berta.

„Siehe einmal den Ring aus und lasse mich ihn genau ansehen,“ sagte Quirin.

Er betrachtete ihn mit stauender Neugier. Dann reichte er ihn seiner Frau mit den Worten: „Hast du schon einmal einen solchen Ring gesehen?“

„Ja, gewiß vor vielen Jahren,“ antwortete diese.

„Ich weiß nicht, was ihr mit dem Ringe wollt,“ sagte Berta. „Es ist ja nur ein geringer Ring. Alfred sagte, er habe ihn von seinem Vater bekommen, und er hat ihn mir geschenkt, weil er meinte, er sei mir um so wertvoller, weil er ihn schon so lange getragen hat.“

„Es ist gut,“ sagte Quirin. „Nun freue ich mich noch vielmehr, deinen Verlobten, den Alfred Bormann zu sehen und von seinem Vater zu hören.“

Ein Strahl zurückgehaltener Hoffnung leuchtete aus seinem Auge, als er sich in sein Schlafzimmer zurückzog.

Berta fand es wunderbar, daß die Eltern so viel Wesens aus dem alten, wertlosen Ringe machten; aber sie hatte nicht Zeit, lange darüber nachzudenken. Die Gedanken an ihren Bräutigam erfüllten bald ihre ganze Seele.

Quirin hatte im Schlafzimmer seine Frau erwartet.

Tiefgebeugt kniete er betend vor einem Kruzifixe.

Als sie eintrat, trat er ihr entgegen mit der Frage: „Kennst du den Ring wirklich, den Berta trägt?“

„Ja, ich weiß nicht,“ sagte sie, „ich meine, einen ähnlichen Ring hätte ich früher einmal selber gehabt. Wenn ich nicht irre, dann habe ich selber dem verkommenen Bormann diesen Ring geschenkt, als er noch ein solider Bursche war.“

„Wenn das wahr ist,“ sagte Quirin, — „ich hoffe es —, dann hat all mein Leid ein Ende, dann werde ich wieder froh und munter, dann segne Gott den Eintritt des jungen Bormann in unser Haus!“

Die Frau verstand ihren Mann nicht und wollte mit Rücksicht auf seinen Zustand auch nicht weiter in ihn bringen. Sie freute sich, ihn so rebselig und ausgeräumt zu finden, wie seit langer Zeit nicht mehr und hoffte auf die Zukunft.

* * *

Das Fernbleiben Vater Quirins vom Exerzierplatz wurde von den Soldaten allgemein bedauert, besonders als es bekannt wurde, daß er krank war. Doch mit seiner Krankheit hatte es eine gute Wendung genommen. Stundenlang plauderte er mit seiner Berta, und meistens war John Bormann der Gegenstand der Unterhaltung. Es kam Berta eigentümlich vor, daß sich ihr Vater für die Person ihres zukünftigen Schwiegervaters über alle Maßen interessierte; allein sie wurde nicht müde, die genauesten Fragen öfters und umständlich zu beantworten. Sie merkte es, wie das dem alten, gebrochenen Vater wohlthat. Wenn sie sich auch scheute, den Vater über den Grund seines Interesses zu befragen, so kam es ihr doch höchst sonderbar vor.

Aber auch die Mutter fragte öfters, wenn sie mit Berta allein war, diese über John Bormann aus. Sie ließ sich nochmals den Ring zeigen, betrachtete ihn sehr lange und gab ihm ihr mit einer gewissen Wehmuth zurück.

Berta hatte nicht die nötige Ruhe und Zeit, über das alles, was ihr befremdlich vorkam, genauer nachzudenken. Wo weilen die Gedanken einer liebenden Braut? — Sie machte alles im Hause für die Ankunft ihres Bräutigams zurecht und konnte den Tag seiner Ankunft kaum erwarten.

Endlich war er da. Berta hatte am Abend ihren Geliebten am Bahnhofe abgeholt und führte ihn in das Haus ihrer Eltern. Diese hatten ihn auch mit Schmerzen erwartet. Als sie ihn beim Eintritte gesehen hatten, da war ihnen beim ersten Anblicke eines klar: Dieser Alfred Bormann war der Sohn des Johann Bormann, den sie in ihrer Jugend gekannt hatten, der ein Trinker war, mit dem die Mutter längere Zeit, als er noch ein solider Bursche war, ein Verhältnis unterhalten hatte und dem sie den Ring geschenkt hatte, der nun an Bertas Hand war, desselben Johann Bormann, — den sie für verschollen hielten.

Vater Quirin stand wie angewurzelt da, als er mit sich darin einig war, daß Alfred wirklich der Sohn des Johann Bormann war. Er wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, hätte ihn an sein Herz gedrückt und freudig ausgerufen: „Gottlob daß Ihr Vater lebt!“ — Jedoch er zwang sich.

(Schluß folgt.)

Von den Kriegsschauplätzen.



Deutsche Matrosen als freiwillige Gepädkträger der nach Antwerpen zurückkehrenden Flüchtlinge.
Links: Lager belgischer Flüchtlinge in Bergen op Zoom in Holland.

Erst zaghaft, dann freudig folgte die nach Holland geflüchtete Bevölkerung von Antwerpen dem Rufe zur Heimkehr. Ueberall sah sie hilfsbereite Hände deutscher Soldaten zu ihrem Empfange bereit.



In Antwerpen: Berittener deutscher Matrose als Polizist. Blick auf das Kurhaus von Ostende, das jetzt als Kriegslazarett benutzt wird.



82 Jahre alter russischer Spion, der bei Tilsipowo gefangen wurde.



Nach der Schlacht: Kurzer Schlummer zwischen den Bahngleisen.

Feldgottesdienst.

Manch einer der Tapferen, die nun schon seit Monaten im Felde stehen, schildert mit Begeisterung den schönen Sonntag, den er jüngst erlebt, da sich ganze Regimenter vereinigten zu einem erhebenden Feldgottesdienste, in dessen Frieden die von fernher dröhnenden Kanonenschüsse des nimmer ruhenden Feindes erklangen. Die Worte des Geistlichen finden offenere Herzen als jemals in Friedenszeiten, lange noch klingen sie nach in denselben, erhebend und stärkend wirken sie auf die stets von Tod und Verderben Umgebenen ein.



Vor der deutschen Kommandantur in Antwerpen.



Feldgottesdienst in Stenay.



General B. Rupelli,
der neue italienische Kriegsminister.



Bayerische Feldpost in Chambley.

Kanonendonner. Humoreske von Felix Nabor.

Nachdruck verboten.

Schluß.

Plötzlich ertönte von dem westlichen Hügel her, seitlich von der Kapelle, ein dröhnender Schuß und eine Rauchwolke blähte sich über den Büschen in der Luft... dann noch ein Schuß — — — und noch einer... wahrhaftig sechs donnernde Schüsse — eine ganze Batterie!

„Hurra, die Artillerie ist angekommen, die ganze Batterie gibt Feuer!“ schrie Leutnant Hagen.

„Hurra-Hoch die Artillerie!“ schrien es ihm die blauen Jungs nach.

„Hurra — jetzt schießen wir die Roten in Grund und Boden — und der Sieg ist unser! Hurra!“

Schuß auf Schuß dröhnte vom Kapellenhügel her, immer in regelmäßigen Abständen, immer lauter dröhnend und donnernd...

Der schnaubtartige Feldwebel Strahly stieß einen kurrenden Laut aus, der wie das tiefe Brummen eines Bären klang. „Herr Leutnant,“ sagte er, „dieses Knallen da oben — — das ist nicht waschecht.“

„So — — — warum denn?“

„Ich weiß doch, wie so ein Geschütz böhrt, ich bin 'n alter Soldat und kenne den Ton!... Der Ton ist mir zu hoch, Herr Leutnant... zu hoch...“

„Ach, Strahly, schwören Sie doch kein Blech! Sie sehen mal wieder Gespenster und hören das Gras wachsen — Sie sind ein Pessimist, Knall ist Knall — und Ton ist Ton. Wenigstens beim Geschützdonner — — —“

„Nee, nee, Herr Leutnant! Dieser Ton, der gefällt mir schon nicht.“

„Quatsch! — Die Hauptsache ist, daß geschossen wird. — Und geschossen wird tüchtig. — — — Ach — — — die Roten sehen nun doch über'n Fluß, das kann ja nett werden.“

Der Fluß füllte sich mit Soldaten, die keuchend und pustend den Fluß durchwateten, durchschwammen — und sich endlich am andern Ufer festsetzten...

Die Blauen zogen sich langsam nach den Höhen zurück...

„Scheinbarer Rückzug — — dann plötzlicher Vorstoß!“ lautete der Befehl. „Der Feind muß in den Fluß geworfen und durch unsere Artillerie vernichtet werden. Das Dorf wird im Sturm genommen...“

Hektischer knatterte das Gewehrfeuer, die Schüsse vom Kapellenhügel erfolgten mit derselben Regelmäßigkeit.

Feldwebel Strahly schüttelte den Kopf. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ brummte er. „Da oben gibt's wohl Rauch — aber ich möchte doch 'mal die Mäuler der Kanonen sehen.“

„Da — da haben Sie's, Sie unglaublicher Thomas,“ rief Hagen. — „Die Batterie rückt zum äußersten Hügelrand vor, proßt ab — — hurra, jetzt kracht's lustig: Bum — bum — bum!“

Strahly nickte. „Ja wohl, Herr Leutnant — das ist freilich ein anderer Ton — das ist der richtige Ton. Jetzt Gnad Gott den Roten — die sind alle maujeslaput!“

„Bravo — die ganze Batterie ist in Aktion! Sehen Sie die sechs brillenden, feuerpeienden Mäuler, Strahly?“

„Woll, woll — Herr Leutnant! Jetzt gibt's 'nen lustigen Tanz! — — Herrje, das Signal zum Sturm. — Jungs, jetzt fährt mal wie die blauen Teufel los und werft die Roten. Hurraaaaa!“

Hell und laut schmetterte das Signal zum Sturm durch den klaren Herbsttag.

Leutnant Hagen schwang den Degen: „Marsch-marsch! Hurraaa!“ „Hurraaaaa!“

Ehe eine halbe Stunde um war, war der Feind in den Fluß geworfen, zusammengeschossen, aus all seinen Stellungen verdrängt. Im Ernstfall wären ganze Bäche roten Blutes geflossen — so aber tropften die Roten nur von Wasser und wichen hängenden Kopfes zurück. — Die Schlacht war für sie verloren, das Dorf ganz in der Gewalt der Blauen...

Da schmetterte die Fanfare durchs Tal: „Das Ganze halt!“ —

„Gott sei gelobt,“ rief Hagen und steckte den Degen in die Scheide. „Der Sieg ist unser! — — Und da kommen auch unsere waderen Kanoniere.“

Er nickte Krebs und seinen Kameraden, die eben zurückkamen und sich wieder in Reih und Glied stellten, wohlwollend zu und sagte leise zu Krebs: „Hast's brav gemacht, Johann!“

Johann blickte seinen Herrn so triumphierend an, als wollte er ihm zurufen: „Wir beide — wir haben doch das meiste zum Siege beigetragen.“

Der Leutnant wiederum lächelte — und das bedeutete: „Der Knopf ist dir sicher!“

Krebs zappelte wie ein Hampelmann und konnte es kaum erwarten, bis die Mannschaft ins Quartier einrückte.

Und als sie über die nun wieder freigegebene Brücke zogen, da sang er dreimal so laut als jeder andere:

„Reserve hat Ruhe,

Reserve hat Ruh! —

Und wenn Reserve Ruhe hat,

Dann hat Reserve Ru-u-u-uh!

Wenn Reserve Ruhe hat,

Dann hat Reserve Ruh!“ — —

4. Lieb Vaterland!

Beim Offiziers-Diner wurde die heutige „Schlacht“ eingehend besprochen und der Sieg mit mancher Flasche Rüdesheimer gefeiert.

Den dunklen Punkt in diesem Siegesglanz bildete der „Kanonendonner“, der im rechten Moment eingesetzt und die „Schlacht“ für die „Blauen“ gerettet hatte.

Allerdings war die Sache etwas rätselhaft. Denn die Artillerie der „Blauen“ war „faktisch“ eine halbe Stunde zu spät auf dem Kampfplatze eingetroffen — — und trotzdem hatte es, ehe sie ankam, vom Kapellenhügel her ganz fürchterlich geknallt.

Woher kam dieser frühe Kanonendonner?

Noch schleierhafter wurde die Sache durch die Erzählung eines Offiziers. Derselbe berichtete, daß Oberleutnant v. Brassen beim Heimritt in letzter Nacht den rechten Weg verfehlt und in einer Ortschaft gelandet sei, die von den „Roten“ besetzt war. Natürlich wurde er „kriegsgefangen“ genommen. Infolgedessen rückte seine führerlose Batterie zu spät aus und erschien auch zu spät auf dem Gefechtsplatz.

„Ja — der Brassen, der Unglücksrabe!“ sagte der Oberst. „Daß der 'nen dummen Streich macht, war ja egal voranzusehen! Nun kann er sich endgültig Gehrod und Bylander hauen lassen und mit gelben Glacés durchs diplomatische Leben pilgern, was ja schon immer seine Passion gewesen ist. Wie

aber, zum Henker, ist's mit dem Kanonendonner, der gar keiner war und doch die Schlacht für uns gewonnen hat?“

Hagens Hauptmann erwiderte: „Herr Oberst gestatten — darüber könnte meines Erachtens am besten Leutnant Hagen Aufschluß geben.“

„Danke, Herr Hauptmann,“ sagte der Oberst und nickte Hagen wohlwollend zu.

„Na also, Hagen — schießen Sie mal los!“

Hagen schoß steil in die Höhe und erwiderte:

„Zu Befehl, Herr Oberst!... Aber wenn der Herr Oberst gütig gestatten, dann möchte ich die Sache erst unter vier Augen berichten. Sie scheint mir nämlich nicht für die breite Öffentlichkeit bestimmt zu sein — wenigstens nicht eher, als bis der Herr Oberst sein Urteil abgegeben haben.“

„Hallo — Staatsgeheimnisse!“ rief der Oberst. „Na — dann kommen Sie mal 'ran!“

Der Oberst trat, gefolgt von dem Leutnant, in das anstoßende Gemach und Hagen berichtete:

„Als die Lage so kritisch und für uns so gefährlich wurde — und als die Artillerie immer noch nicht kam, da hatte mein Vorgesetzter Krebs einen geradezu genialen Einfall. „Herr Leutnant, wir sollten den Kanonendonner markieren,“ sagte er zu mir. Und als ich fragte, wie so das möglich wäre, antwortete er: „Oben auf dem Kapellenhügel werden bei allen Dorfseierlichkeiten die Böller abgeschossen. Sechs Stück sind da — in einem kleinen Häuschen hinterm Hügel aufbewahrt. Auch Pulver und Zunder und alles was nötig ist, findet sich dort. Mein Vater und ich haben die Böller geschmiebet und sie auch stets abgebrannt — und bis die Batterie anrückt, könnten wir ja immerhin lustig draußlosböllern.“

„Und das haben Sie dann zugelassen, Herr Leutnant Hagen?“

„Allerdings, Herr Oberst! — Ich ahnte, daß mein Freund v. Brassen irgendwie Pech gehabt hatte und nun in der Tinte saß — und da hoffte ich ihn auf diese Weise herauszureißen. Dann aber war es mir auch ein ganz besonderes Pflaster, dem Feinde einen kleinen Schabernack spielen zu können.“

„Friedrichs!“ rief der Oberst und fing zu lachen an, daß ihm die Tränen über die Wangen tollerten. „Wenn ich diese Tinte mit den Böllern meinem Freunde, dem Batteriechef Möllersdorf vom 2ten Feldartillerie-Regiment erzähle, wird er grün und gelb vor Aerger. „No famose Geschichte, Hagen! — Wie heißt denn gleich der fixe Junge, der diese Idee fand? Sagten Sie nicht Molch oder Salamander oder so ähnlich?“

„Krebs, Herr Oberst!“

„Richtig, Krebs!... Diesen Kerl müssen wir entsprechend belohnen.“

„Die Befreitenknöpfe bedeuten für ihn die höchste aller Erdemünzen, Herr Oberst,“ sagte Hagen und erzählte die Geschichte von der Brautparade.

„Schau, Schau,“ lachte der Oberst, „es lebt doch noch Humor im deutschen Heere. Und wenn auch die ganze Geschichte im Grund genommen gegen das Reglement verstößt, so freut sie mich doch, weil ich die fixen Jungs liebe, die zwar im ersten Anstich ein wenig schwerblütig und tolpatschig

sind, aber Grüze im Kopf haben und wenn es Ernst wird, durch Wasser und Feuer gehen. Item: der Molsch, pardon, der Krebs soll also die Knöpfe haben und die Braut dazu! Wenn das deutsche Heer lauter solche stramme Soldaten hat wie ihn, die trotz ihrer Dickköpfigkeit das Herz auf dem rechten Fleck haben, dann steht es gut um uns! Dann können wir getrost sprechen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

„Der Krebs wird sich lindisch freuen über diese Auszeichnung, Herr Oberst!“

„Soll er auch, Dagen! — Ich selbst freue mich auch diebisch,“ rief der Oberst und fing wieder zu lachen an. „Der Spaß war gar zu köstlich. — Und was ich noch sagen will, lieber Dagen: es ist eine Adjutantensstelle frei! Ich liebe frische, gesunde Menschen um mich, die nicht nur tüchtige Soldaten, sondern auch kerndeutsche Männer sind. So wie Sie! Wenn Sie also einverstanden sind, so wird sofort nach unserer Rückkehr in die Garnison Ihre Ernennung erfolgen.“

„Ich danke dem Herrn Oberst gehorsamst für dieses Vertrauen,“ sagte Hagen mit glän-

zenden Augen und sah dem Vorgesetzten dankbar in die Augen.

Der dritte. „Also abgemacht, lieber Sagen! — Und jetzt wollen wir die Herren nicht länger im unklaren lassen.“

Sich die Seiten vor Lachen haltend, trat der Oberst wieder in den Saal, setzte sich auf seinen Platz und erzählte mit seiner schallenden Kommandostimme dieses neueste Mandöverabenteuer, die Geschichte vom „Kanonen donner“ und von der famosen „Brautparade“.

Schallendes Gelächter lohnte ihm den Witz und die Pointen, die er einzuflechten verstand. Zum Schlusse erhob er sein volles Glas und rief: „Meine Herren, ich lade Sie ein, mit mir das Glas zu leeren zu Ehren eines lieben Gastes, der sich unangemeldet hier eingefunden hat: zu Ehren des deutschen Humors! — Wenn der fixe Junge dort droben auf der Kapellenshöhe auch nur geböllert hat, für den Feind war es doch — Kanonendonner! Der deutsche Humor Hurra! — Hurra! — Hurra!“

Am selben Abend feierte Johann Krebs, der zukünftige Schmiedemeister und Feuerwehr-Kommandant von Rastental, seine Verlobung mit der blonden Bärbel vom Kreuthof.

Voll Stolz erzählte er seine heutige Heldentat und wie er so rasch „avanzirt“ sei, und daß er nicht nur sogleich die Befreitenknöpfe erhalte, sondern bei der nächsten Beförderung voraussichtlich auch die Unteroffiziers-Treppen.

Seine Braut blickte voll Bewunderung zu diesem kühnen Helden empor, dem sie vertrauensvoll in Anbetracht seiner glänzenden Zukunft freudig Hand und Herz schenkte.

Etliche Kameraden waren auch zu der Feier geladen und als die Begeisterung bei Schinken, Bier und Zigarren ihren Höhepunkt erreicht hatte, da reichte Hans seiner blonden Braut beide Hände, ließ seinen „Leidnand“ hochleben und dann sangen alle zusammen aus vollen Kehlen das alte, schöne Lied:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

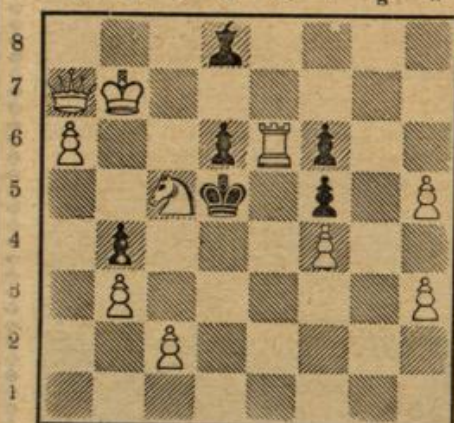
Spiel und Scherz.

Schachaufgabe.

Von J. Jespersen in Svendborg.

Edwards.

a	b	c	d	e	f	g	h
---	---	---	---	---	---	---	---



Weiß (10 + 6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Humoristisches.

Fronie. Der junge Mediziner hat eben sein letztes Examen bestanden und freut sich, daß er nun alle Plage und Arbeit hinter sich hat. „Es ist unheimlich,“ äußerte er sich zu einem älteren Kollegen, „was ich in der letzten Zeit alles arbeiten mußte.“ — „Trösten Sie sich,“ meinte der andere lächelnd, „dafür werden Sie jetzt lange, lange nichts mehr zu tun haben!“

Verbotener Spaß. Fremder: „Wie kommt es, daß Ihr Städtchen jetzt so ruhig ist? Früher haben doch die Studenten die ganze Nacht rumort!“ — Bürgermeister: „Wir haben die Nachtwächter abgeschafft und da macht ihnen das Lärmen keinen Spaß mehr.“

Der musikalische Wächter. Student Bummel (mit einigen Kollegen wegen nächtlichen Singens angeklagt): „Weshalb soll ich denn zehn Mark bezahlen und die andern nur fünf?“ — Zeuge (Nachtwächter)

einwerfend: „Weil Sie nebenbei noch falsch gesungen haben!“

Ideale Ehe. „Sie sind also jetzt wirklich verheiratet!“ — „Gewiß und äußerst glücklich. Meine Frau geht von Mai bis Oktober auf Reisen und ich von Oktober bis Mai!“

Gute Ausrede. Sie: „Aber, Fritz! Du hast ja ganz vergessen, daß heute mein Geburtstag ist!“ — Er: „Ja, mein Schatz, das kommt aber daher, daß man's dir gar nicht ansieht, daß du wieder ein Jahr älter geworden bist.“

Kasernenhofblüte. Unteroffizier:
„Kerl, das Gewehr präsentieren Sie wie
ein vegetarischer Kellner einen Hasen-
braten!“

Außer Landstraße. Strolch: „Können Sie mir nicht sagen, wieviel Uhr es ist?“ — Herr: „Rein! Ich habe nur diesen richtig gehenden Revolver bei mir!“

Strenge. A.: „Warum sind Sie denn aus Ihrem Vegetarianerverein ausgestoßen worden?“ — B.: „Weil ich mal bei irgend-einer Gelegenheit den Ausdruck „mir ist alles Wurst“ gebraucht habe.“

Glückliche Ehe. „So, Ihre Rusine hat sich verheiratet? Wie ist denn ihr Mann?“ — „Ein sehr netter Mann! Er spricht immer gerade so, wie — seiner Frau der Schnabel gewachsen ist.“

Walter Scott, der berühmte schottische Schriftsteller, wurde einst von einem

Ein junges Londoner Backfischchen, das bei ihrer auf dem Lande wohnenden Tante zum erstenmal auf Besuch war, sprach dem auf dem Frühstückstisch stehenden Honigtopf lebhaft zu. „Wirklich ausgezeichnetes Dönnig.“ lobte sie sachverständig. „Ihr haltet wohl selbst eine Biene?“

Dexierbild



Wo bleibt denn der Papa so lange?

Bilderrätsel.



und am Leben erhalten, bis ich meine Schuld bei Ihnen abtrage." (Auflösungen der Rätsel folgen in nächster Nummer.)



Feldmarschalleutnant
Hermann Ausmanek von Burgneustätten,
der tapfere Verteidiger der Festung Przemyśl.

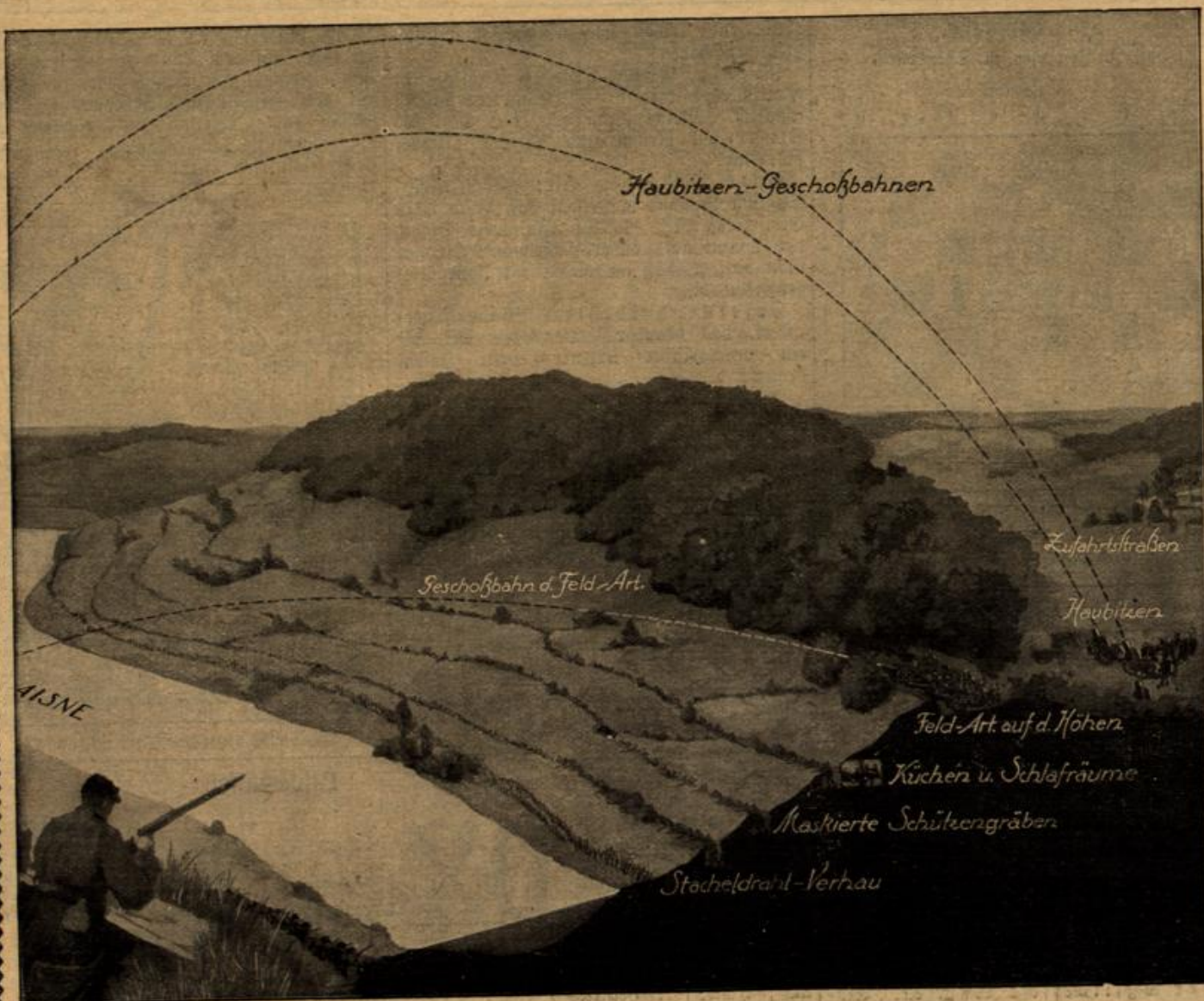


Radko Dimitriew,
der frühere bulgarische Gesandte
in Petersburg, leitete als russischer
General den mißglückten Angriff
gegen Przemyśl.



Kapitänleutnant Fehr. v. Berdheim,
der Kommandant des „U 26“.

Seit Mitte September hatten die
Russen versucht, sich der galizischen
Festung zu bemächtigen; Anfang
Oktober wollten sie dieselbe im Sturme nehmen. Es war eine furchtbare Beschießung
aus Geschützen von Kalibern von 8, 10, 15, 18 und 21 Zentimetern; 72 Stunden
dauerte der Angriff, der an der Ruhe und Tüchtigkeit der Besatzung scheiterte.



Die Marneschlacht an der Aisne: Schematische Darstellung der Feldstellungen, die die kämpfenden Heere bezogen haben.
Der Querschnitt durch das Aisne-Tal zeigt die Schützengräben mit den Unterständen und die Aufstellung der Batterien.